

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 5

Artikel: Die Fanny
Autor: Müller, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Nun singe Du,“ sprach gütig die Nachtigall, „Dein Lied muß jetzt noch schöner wie das meinige sein, denn die Träne hängt noch daran.“

Gingerissen von den soeben vernommenen Tönen, öffnete der kleine Buchfink sein Schnäbelchen: aber siehe da: kein Laut entrang sich sei-

ner zerquälten Brust und alle Versuche waren fruchtlos. Das Leid, das dem anderen die letzte Vollendung gegeben hatte, hatte ihm die Stimme geraubt. — —

„Armer kleiner Buchfink,“ dachte die Nachtigall, als sie ihn spät abends verließ, „er war eben doch — kein Künstler.“ Thilde Kriesli.

Die Fanny.

Skizze von Fritz Müller.

Die Fanny war unser Dienstmädchen. Deutlich klingt ihr Name aus meiner Jugendzeit herauf.

So etwa: Faah-ni!

Ich weiß heute nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Ihr Gesicht ist mit der Zeit verflorfen. Aber — „Faah-ni! — Faah-ni!“, der Klang hat sich eingepägt, ganz fest. Heute noch, wenn ich in eine Küche trete, wenn ich mir als alter Knabe da und dort ein Rüttschlein auf einem breiten Treppengeländer nicht verbeißen kann, dann höre ich die zwei langgezogenen Silben aus der Vergangenheit herüberrauschen:

„Faah-ni! — Faah-ni!“

Und um den Klang ranken sich dann — ich mag wollen oder nicht — allerhand Erinnerungen aus der Zeit der kurzen Hosen.

Gestern bin ich umgezogen mit Weib und Kind. Und da stand der Möbelwagen auf der Straße. Voll war er schon, die Türe zu, die dicke Eisenstange quer herüber —

„Halt!“ schreit es von der Treppe. Und da schleppten sie noch einen Koffer heraus, einen viereckigen, grünen Koffer, ein bißel gewölbt der Deckel und ein breites schepperndes Schloß vorn dran —

„Was ist denn los?“ ruft der Mann am Möbelwagen ungeduldig.

„Der Koffer von der Köchin muß noch in den Wagen — die Türe auf noch einmal!“

Und dann schieben sie ein wenig brummend den viereckigen grünen Koffer hinein. Den Koffer von der Marie.

Denn unser Mädchen heißt heute „Die Marie“. Die Marie, nicht etwa „Marie“. Es gibt Hauptwörter, mit denen der Artikel fest verschmolzen ist, Fleisch vom Fleisch. Es wäre roh, ihn wegzulassen.

Aber von der Marie habe ich gar nichts erzählen wollen. Von der sollen einmal meine Kinder was erzählen. Die verstehen sie. Wir sind zu groß dazu geworden und zu siebenge-

scheit. Wir müssen uns auf die Erinnerungen an die kurze Hosenzeit zurückziehen, wenn wir Leute aus dem Volk verstehen wollen. Auf die Zeit, wo noch die Herzen offen standen, sperrangelweit.

Und aus eben dieser Zeit scholl es mir herauf, als ich gestern den grünen Koffer sah, scholl es mir herauf:

„Faah-ni! — Faah-ni!“

Und eben von der Faahni will ich was erzählen, eine Erinnerung, eine viereckige, eine Koffererinnerung.

* * *

Als die Fanny bei uns eintrat, das muß in grauer Vorzeit gewesen sein. Da steckte ich noch in der Kinderzeit von zwei, drei Jahren, in die keine Erinnerung mehr hinabtauchen will. Oft und oft schicken wir das Erinnern über jene Grenze. Aber es kommt zurück und weiß nichts zu berichten. Aber wenn wir die ausgeschiedenen und zurückgekehrten Boten nah betrachten, so seh'n wir doch: Sie sind mit einem dunklen Glück behangen, einem dunklen Kinderglück. Das kennt noch keine Pressung in die wirren Wörterhüllen.

Damals also war die Fanny eingetreten. Und dann muß sie so langsam mit uns verwachsen sein. Mit uns, mit der Küche, mit dem langen Hausgang, mit der Treppe, bis sie eben ein Stück von uns war und von den Dingen, die uns umgaben.

Ich weiß nicht mehr, ob sie tüchtig war oder nicht. Das muß in ihrem Dienstbuch stehen. Sie war ja doch ein Stück von uns. Wie mein Zeigefinger oder mein kleiner Finger. Von meinem Zeigefinger und von meinem kleinen Finger weiß ich auch nicht, ob sie tüchtig sind. Es sind meine Finger, und damit ist es gut. Die Fanny, die war unsere Fanny, und damit ist es gut.

Am besten muß dies Gutsein mit der Fanny der kleine Gustl verspürt haben. Denn nicht allen von uns stand die Fanny gleich nahe. Steht uns doch auch zum Beispiel der Zeigefinger näher als der kleine Finger. Und so war der kleine Gustl Fannys Zeigefinger.

Der kleine Gustl ist mein Bruder. Er war unser Jüngster. Ihn umschloß die Fanny mit solch mütterlicher Liebe, als wenn sie selbst ihn unterm Herzen getragen hätte. Unserer Mutter war es recht.

Er kann zwei Mütter brauchen, muß sie sich wohl gedacht haben, so zart und zerbrechlich war der kleine Gustl. Es muß auch schwanke Pflanzlein geben, denk ich, denen tät es gut, wenn zwei Sonnen statt der einen am Himmel stünden.

Und das ist meine früheste Erinnerung: Ich weiß noch, wie die Fanny dem Gustl das weiße Leibchen über seine dünnen Armchen schob und wie sie ihm das kleine Löffelchen neben den Teller legte. Merkwürdig, daß einem solche Handbewegung tief im Gedächtnis eingegraben bleibt, während das Gesicht, das Gesicht der Fanny längst hinter einem Nebelberg verschwunden ist.

Und dann, ja dann starb der kleine Gustl. Es gehört nun einmal mit zu der Geschichte, und ich kann es nicht auslassen.

Es ging sehr geschwind, dies Sterben bei dem kleinen Gustl. So, wie ein Fenster plötzlich aufflirrt, und ein Windstoß pfeift herein und löscht das Licht aus. Man schließt das Fenster und sieht sich wieder um:

„Das Licht muß doch noch brennen,“ denkt man, man hat die schmale spitze Flamme, die wie ein Kinderarm nach oben langt, doch noch so fest im inneren Gesicht.

„Ei, freilich muß sie brennen, gleich da hinten bei dem vergitterten Bettstättlein.“

Aber die Flamme brennt nicht mehr. Es ist dunkel.

Und aus dem Dunkel höre ich zwei Frauen weinen. Meine Mutter und die Fanny.

Und hinter dem Schluchzen einher stolperte eine zerrissene Zeit durch unser Kinderzimmer; die Fanny wurde ungut.

Die Mutter, ja, die übertrug die Liebe vom gestorbenen Gustl ohne Rest auf uns. Nicht so die Fanny. Ich weiß nicht, was es war. Vielleicht, daß ihr's nicht recht war, wie wir andern kräftig in die Höhe wuchsen. Vielleicht, daß es

ihr vorkam, als hätten wir dem schmalen Gustl durch unser festes Wachstum sein eigenes Erdreich irgendwie verkürzt.

Sei's wie's sei — die Fanny wurde ungut. Sie schalt auf uns. Sie sah uns nur mit einem Auge an und kniff das andere zu. Es war ihr nicht mehr recht, daß wir am Speicher Fangamandl spielten. Sie sagte es der Mutter, daß wir die Hosen auf dem Treppengeländer verrutschten. Sie saß oft stundenlang allein in der Küche und ließ uns nicht herein, wenn wir Seifenblasenwasser zubereiten wollten.

Auch mit den Eltern hatte sie's verdorben. Wie, weiß ich nicht, ich habe es nicht verstanden damals. Aber das weiß ich, daß eines Tages Vater auf den Suppenteller klopfte und energisch sagte:

„Das geht nicht mehr. Der Fanny muß gekündigt werden.“

Kündigen? Was das ist, wußte ich nicht. Ich verwandelte es in meiner Knabenphantasie in ‚Findigen‘, und auf einmal hatte ich's: Von den Kindern wegtun, das bedeutet kündigen.

Und siehe da, es stimmte. Eines Tages hatte die Fanny einen Hut mit einer Feder auf und einen Mantel überm Arm. So stand sie breit im Gang und weinte kein bißchen, sondern sagte mit einer starken Stimme zu einem Mann mit einem Messingschild auf der Mütze:

„Helfen Sie mir den Koffer heraustragen!“

Und dann trugen sie zu zweit einen vier-eckigen grünen Koffer heraus. Einen großen Koffer mit einem Deckel, der ein wenig aufgebaucht war. Und ein Riesenschloß schepperte dran.

Wir Kinder waren über alle Maßen neugierig. Das hatten wir ja nicht gewußt, daß die Fanny einen solchen großen grünen Koffer hatte. Was da wohl alles drin sein mochte?

Da stieß die Fanny mit dem Fuß auf irgend etwas, was am Boden lag. Ich weiß nicht, was es war. Aber später habe ich mir immer vorgestellt, es müsse ein Spielzeug vom Gustl gewesen sein.

Und als die Fanny stolperte, krachte der schwere grüne Koffer auf den Flur, überschlug sich und sprang auf . . .

Ich dachte:

„Jetzt wird aber die Fanny ein großes Geschrei machen.“ Aber sie machte gar kein Geschrei, sondern stand mit langen herabhängen-

den Armen da und rührte sich nicht, sondern sagte nur:

„Ach Gott, ach Gott!“

Da war plötzlich die Mutter aus dem Wohnzimmer gekommen und überschaute die herausgequollenen Sachen.

„Fanny,“ sagte die Mutter ernst, „Fanny,

in die Augen und eine goldige Gürtelschnalle, eine großmächtige, und ein dickes Album mit silbrigen Beschlägen. Aber das alles schien meine Mutter nicht zu bemerken. Sondern jetzt wies sie auf einen unscheinbaren kleinen Löffel und sagte:

„Fanny, was ist das für ein Löffel?“



Hirte.

Gemälde von Sophie Egger-Doosier.

was ist das da für ein Wäschestück?“ Und sie zeigte auf ein weißes Leibchen.

Nun ging auch noch die Gangtür auf. Der Vater kam vom Geschäft. Und nun standen wir alle um den umgestürzten Koffer herum. Ich weiß noch, daß ich mich wunderte, was doch alles in einen solchen Koffer hineingeht. Besonders fiel mir ein rot und grüner Wachstoch

Und die Fanny stand noch immer da mit hängenden Armen und sagte nichts. Kein Sterbenswort sagte sie.

Aber da war die Tante Pauline dazugekommen, die im hinteren Zimmer wohnte, und die heute die Hände auf dem Kopf zusammengeschnitten und schrie einmal übers anderemal!

„Nein, jetzt so was! Da muß man doch so-

fort nach der Polizei schicken. Sarnohl, nach der Polizei!"

"Ruhe," sagte jetzt mein Vater, bückte sich und nahm ein weißes Blatt aus dem Gemengsel. Das weiße Blatt habe ich heute noch. Es ist ein Gotte-hü drauf. Ein Gotte-hü, das war ein Pferd gewesen bei unserm Gustl. Und er hatte es selbst gezeichnet als eine Walze mit vier Stecken.

Dieses Gotte-hü zeigte der Vater unserer Mutter und sagte nur ein Wort dazu: „Gustl!“

Und dann griff die Mutter in das Durcheinander, nahm das Löffelchen heraus, hob's in die Höhe und sagte auch weiter nichts als „Gustl“.

Und dann tauchte noch einmal ihr Arm in das Gewühl und hielt ein weißes Leibchen in der Hand, ein kleines weißes Leibchen. Und aus den kleinen Löchern dieses Leibchens wuchsen plötzlich zwei dünne kleine Armelehen durch, nach oben, wie eine Kerzenflamme, die noch einmal aufwärts flackert, bevor sie auslischt. Und die Mutter wollte wieder: „Gustl“ sagen.

Aber es ging nicht. Denn es kam ein Schluchzen heraus, ein langes Schluchzen. Und dazwischen legte sie der Fanny die Hände auf die Schulter und sagte stoßweise:

„Faah-ni. Sie müssen verzeihen — verzeihen — aber das Löffelchen — ja, das Löffelchen — und das Leibchen — ja, das Leibchen — das gehört ja alles — ja, alles Ihnen — und —“

„— und nur das kleine Stück Papier mit dem Gotte-hü darauf,“ fiel hier der Vater ein, „nicht wahr, Fanny, das schenken Sie uns wieder?“

Und jetzt fing die Fanny auch zu weinen an. Und die Tante Pauline war in ihr hinteres Zimmer zurückgeschlichen. Und der Dienstmann stand noch immer da und drehte verlegen an seiner roten Mütze mit dem blinkenden Blechschild darauf.

Und auf den trat jetzt der Vater zu, schrieb etwas auf ein Stück Papier, holte seine Geldbörse heraus und sagte:

„So, diesen Monatslohn tragen Sie an diese Adresse von dem neuen Mädchen und sagen ihr, sie soll sich einen anderen Platz suchen, wir hätten unsere Faah-ni wieder.“

* * *

Und dann war die Fanny noch viele, viele Jahre über meine kurze Hofenzeit hinaus bei uns.

Die Macht der Liebenswürdigkeit.

Von O. S. Marden.

Der ruhige Sonnenstrahl, der stille Tau-tropfen, die geräuschlosen chemischen Vorgänge in der Natur, welche die Keime wecken zu großen Möglichkeiten der Zukunft, sind in ihren letzten Wirkungen unendlich mächtiger und wohlthätiger als der Wirbelsturm und der Blitzstrahl.

Die größte Macht der Welt ist die stille Macht der Liebe.

Die scheltende Frau, die immer nur nörgelt und tadelt, hat nicht den zehnten Teil der Macht über die Menschen und das Hauswesen als die sanfte, geduldige, liebenswürdige Frau; denn diese verwandelt überall in der Familie die rohen Kräfte in milde Menschlichkeit.

Junge Mädchen oder Frauen von bösem Wesen haben schon oft den Frieden und das Glück nicht nur eines Hauses, sondern einer ganzen Nachbarschaft zugrunde gerichtet. Wenn jemand bedauernswert ist auf der Welt, so vor allem derjenige, der ein leidenschaftliches, unbeherrschbares Gemüt hat. Ein junger Mann, der

ein Mädchen mit heftigem Wesen heiratet, weiß nicht, was er auf sich ladet.

Die Frau, die voll ruhigen, milden Wesens ist und sich selbst vollständig zu beherrschen weiß, ist, mag sie auch sonst hausbacken und nicht sehr schön sein, doch unendlich mehr begehrenswert für eine Hausfrau als ein Mädchen mit heftigem Wesen, so geistreich und berückend dieses auch wäre.

Liebenswürdigkeit bedeutet Eintracht in der Familie, in der Gesellschaft, kurz überall — und Eintracht bedeutet Wohlergehen, langes Leben und Glück.

Jeder Arzt weiß, daß Reizbarkeit und Mangel an Selbstbeherrschung nicht nur das Leben — manchmal um viele Jahre — verkürzen, sondern über kurz oder lang auch im Gesicht zum Ausdruck kommen.

Nichts erscheint so befremdend und so wenig am Platze, als wenn sich harte, häßliche Linien, — Bornesrunzeln — zeigen auf dem Gesicht